

Unser Kulturwandel

Oder: Was hat das alles mit mir zu tun?

„Warum gerade jetzt?“ fragte ich einen der Referenten des Symposiums „Kultur und globale Entwicklung“. Ich hatte die Ehre, diese Veranstaltung zu moderieren, die am 11. Mai 2010 von DED, InWent und ifa im Haus der Deutschen Welle in Bonn organisiert wurde. Die Frage brannte mir auf der Zunge: schon lange beschäftige ich mich mit Kultur und Entwicklung und habe miterlebt, wie sich die deutschen Kultur- und Entwicklungsorganisationen immer stärker des Themas angenommen haben. Dabei verlief dieser Prozess in Wellen: mal schwamm das Thema ganz weit oben, mal war es tief auf den Grund aus dem Blickfeld gezogen worden. Aber seit mehreren Jahren beobachte ich in Deutschland eine zwar mühsame, jedoch kontinuierliche Aufmerksamkeitszunahme, die von zahlreichen zwischenstaatlichen Abkommen begleitet wurde und die 2007 in der Ratifizierung der UNESCO-Konvention durch Deutschland ihren Höhepunkt der politischen Sichtbarkeit erlangte.

Das Thema wird zweifellos immer populärer, zieht immer mehr Interessierte an, beschäftigt immer mehr Akteure der internationalen Zusammenarbeit. Auch bei mir lässt die Faszination nicht nach, und offenbar geht das anderen genauso, denn zum Symposium kamen knapp 150 Menschen, die trotz lachender Maitresse bereit waren, sich viele Stunden lang Vorträge und Diskussionen anzuhören. Jenseits der Tatsache, dass mehr Gelder für „Kultur und Entwicklung“ bereitgestellt werden, dass also neue Geschäftsfelder winken, und jenseits der Tatsache, dass sich jeder Meinungsführer gern mit kulturellen Federn schmückt, liegt noch etwas anderes in der Luft. Etwas sorgt für eine starke, persönliche Motivation, sich in die Debatte um „Kultur und Entwicklung“ einzumischen. Mich interessiert, warum das so ist.

Die spontane Antwort, die mir in der Podiumsdiskussion beim o.g. Symposium auf meine Frage „Warum gerade jetzt?“ gegeben wurde, bestätigte eine meiner Beobachtungen: „Weil wir in der Entwicklungspolitik am Ende unserer Modelle angelangt sind, wir sie überdenken müssen und eine Suche nach neuen Ansätzen begonnen hat.“

Es geht also offenbar um mehr als nur ein neues Akquisetool oder ein neues Thema für das Feuilleton. Wenn ich den Diskurs der letzten Jahre betrachte, fallen mir ein paar Dinge auf, die es wert sind, genauer unter die Lupe genommen zu werden. Denn sie verraten einiges über uns und unser Grundverständnis davon, was Kultur und was Entwicklung ist und was beide zu leisten haben. Gleichwohl scheint die Zeit gekommen, eben dieses Grundverständnis in Frage bzw. auf neue Füße zu stellen. Darin liegt explosiver Stoff und eine Riesenchance gleichermaßen. Es handelt sich da um einen höchst interessanten und zugleich anspruchsvollen Prozess, der, wenn man bereit ist, sich ihm zu stellen, vieles lostreten könnte.

Eine meiner Beobachtungen führt mich zu der ersten von drei Thesen.

These 1

Wir verstecken uns hinter Begriffen

„Kultur und Entwicklung“ - interessant und irritierend finde ich, dass wir noch immer keine bessere Bezeichnung gefunden haben. Wir schaffen es mit diesem Begriffs-Duo nicht, genau zu erklären, was wir meinen, geschweige denn zu pointieren oder zu provozieren. „Kultur und Entwicklung“ hat den Charme eines Platzhalters oder Arbeitstitels für etwas, das noch entwickelt wird, etwas, für das die Zeit noch nicht ganz reif ist, wir aber schon einmal die Website reservieren möchten, bevor uns andere zuvor kommen. Durch die unspezifische Formulierung könnte man uns unterstellen, wir wollten etwas offen halten, eine andere Interpretation, die wir aber, wenn uns jemand damit käme, vehement abstreiten könnten.

Vielleicht ist dieses Offenhalten nur Bequemlichkeit - wir haben uns so an das Begriffspaar gewöhnt. Vielleicht ist es aber auch Ausdruck tiefer Unsicherheit. Denn: was meinen wir denn mit „Kultur“? Alltagskultur? Kunst? Kulturpolitik? Kreativität? Kreativwirtschaft? Gesellschaft? Oder alles zugleich? Und was mit „Entwicklung“? Austausch? Fortschritt? Entwicklungspolitik? Kooperation? Teilhabe? Wandel? Und wenn ja: Wandel wohin? Die Definitionen hängen in der Luft – und wer sollte sie auch tätigen? Viele Philosophen, Intellektuelle und so genannte Experten haben sich daran versucht, aber niemand möchte sich anmaßen, eine universell gültige Formel fest zu legen. Eine befriedigende Antwort können wir nur finden, wenn wir uns

gemeinsam auf einen Suchprozess begeben und uns mit unterschiedlichen Vorstellungen und Modellen konstruktiv auseinander setzen.

„Kultur und Entwicklung“ klingt nach Dichotomie von scheinbar nicht zu vereinbarenden Begriffen. Kultur auf der einen, Entwicklung auf der anderen Seite. Auch das ist verräterisch. Denken wir etwa in erster Linie in Ressorts und Töpfen? Oder ist das „und“ ein erster, zaghafter Versuch, eine Brücke zwischen eben diesen klassischen Zuständigkeitsbereichen zu schlagen? Es ist nicht leicht, eingefahrene Realitäten und Assoziationen, die gewisse Begriffe auslösen, aufzubrechen oder die Haltung, die dahinter steckt, zu reformieren. Entwicklung ist ein solcher Begriff. Und Kultur soll helfen.

In Strategiepapieren, Konzepten, Einladungen zu Veranstaltungen oder Vorträgen hört sich das dann so an: Kultur als Faktor, als Instrument, als Chance, als Motor, als Identität, als Kunst... ich frage mich: als was denn noch? Wenn wir nicht wissen, was genau wir meinen bzw. wenn wir uns bewusst werden, dass wir zu vieles unter einen Hut kriegen wollen, von dem wir die Antwort nicht kennen: ist es da nicht besser, dies offen zu sagen? Die Suche transparent zu machen und damit uns und anderen die Chance zu geben, mitzusuchen? Wenn wir offensiv mit unserer Unsicherheit umgehen würden, könnte ein gemeinsames Gestalten vielleicht möglich werden.

Kunst und Kultur stehen „at the beginning and the end of development“ – so zitieren Künstler aus Afrika, Asien-Pazifik und Europa in ihrer Brüssel-Deklaration 2009 den ehemaligen Präsidenten des Landes Senegal, Léopold Sédar Senghor¹. Kreative Prozesse haben immer mit vielen Fragezeichen zu tun, am Anfang künstlerischer Auseinandersetzung steht meist eine Unsicherheit und zu Beginn eines kulturellen Austausches steht im besten Falle Neugier auf beiden Seiten. In diesem Sinne birgt „Kultur und Entwicklung“ tatsächlich die Chance, das gesuchte neue Verständnis von Entwicklung zu finden und zu leben.

¹ Die *Brussels Declaration by Artists and Cultural Professionals and Entrepreneurs* entstand am 3.4.2009 im Rahmen des internationalen Kolloquiums "Culture and creativity as vectors of Development", das von der Europäischen Kommission und dem Netzwerk der EU Kooperation mit den ACP Ländern vom 2.-3.4.2009 in Brüssel organisiert worden war. (www.culture-dev.eu)

These 2

Es ist nicht einfach, Vielfalt zu akzeptieren

In persönlichen Veränderungsprozessen geht es immer darum, sich selbst kennen zu lernen, sich der eigenen Vielfalt bewusst zu werden und mit ihr umzugehen. Und müssen wir uns nicht jedes Mal neu mit uns auseinander setzen, wenn wir uns in einen Kulturdialog begeben und die Welt vorantreiben, entwickeln wollen?

Beschäftigt man sich mit Kultur, der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen und mit Entwicklung, beschäftigt man sich immer auch mit sich selbst, führt einen eigenen interkulturellen Dialog. Jedes Individuum hat viele Ichs in sich, die sich noch dazu ständig verändern und entwickeln. Das macht die Sache so kompliziert. In der Dokumentation des Fortschritts-Projekts, bei dem Goethe-Institut und GTZ zum ersten Mal kooperierten, heißt es: „Die Voraussetzung für eine echte Partnerschaft ist die Bereitschaft, sich selbst in die Waagschale zu werfen. Als Partner ernst genommen zu werden setzt voraus, sich den eigenen Standpunkt bewusst zu machen und in der Lage zu sein, eigene Werte, Stärken und Schwächen zu erkennen und zu formulieren. Nur so funktioniert interkultureller Dialog, und nur so kann er fruchtbar sein. Selbstverständlich ergeben sich dabei auch auf eigener Seite Widersprüche. Sie zuzulassen, sie intern konstruktiv zu diskutieren und sich auch nicht zu scheuen, sie nach außen offen zu legen, ist Teil des interkulturellen Dialogs und elementar für die internationale Zusammenarbeit.“²

Wir erleben diesen Prozess allerdings nicht nur im Austausch mit Entwicklungsländern. Unsere eigene Gesellschaft ist im Wandel. Eine der aktuellsten und brennendsten Aspekte, die diesen Wandel beeinflussen, bezeichnen wir mit „Interkultur“. Wäre es vermessen zu sagen, wir haben es hier mit „Kultur und Entwicklung“ zu tun? Ich glaube nicht, im Gegenteil. Der 3. Bundesfachkongress „Interkultur“ beispielsweise, der im Herbst 2010 in Bochum stattfindet, ist untertitelt mit "Offen für Vielfalt – Zukunft der Kultur in der Einwanderungsgesellschaft" und behandelt in einer Arbeitsgruppe das Thema „Kultur und Entwicklung“. Wir sind mittendrin in einem Prozess, bei dem wir uns fragen müssen, ob bzw. wie wir uns mit dem „Fremden“ auseinandersetzen wollen, wohin die Reise gehen soll, wie wir sie

² <http://www.fortschritt-weltweit.de/de/ergebnisse>

gestalten und wohin das alles führt. Mit anderen Worten: welche Entwicklung wir wollen.

Entwicklung geht immer an die Substanz, ist unbequem und persönlich aufreibend. Nichts, dem man sich gerne und kontinuierlich stellen möchte, denn immer hat es mit elementaren Veränderungen zu tun. Auch bei uns. Deutsche Kulturinstitutionen beispielsweise setzen sich zunehmend mit der Frage auseinander, wie sie ihr Angebot auf das sich wandelnde Publikum des Einwanderungslandes Deutschland einstellen können. Leicht fällt ihnen das nicht. Migrationsforscher fordern in diesem Zusammenhang, Interkulturalität und Differenz nicht mehr als Abgrenzung zu verstehen, sondern sie anders, ganz neu zu denken. Dann gäbe es die Chance, gesellschaftliche Prozesse, die überall im Kontext globaler Entwicklungen stehen, mitzugestalten, statt sie zu blockieren. Hier ist jeder Einzelne, ganz persönlich, gefragt.

Kommen wir noch einmal zurück zu These 1 und einer weiteren Formel: der Forderung nach der „gleichen Augenhöhe“. Entlarvt sie nicht eine (wahrscheinlich ungewollte, aber dennoch existente) arrogante Haltung, die weniger auf Gleichwertigkeit setzt, als von einem „oben“ und „unten“ ausgeht? Und wie steht es mit „Fair Culture“, ein Begriff, der die „gleiche Augenhöhe“ gerade abzulösen versucht? Ähnlich dem Siegel „Fair Trade“ soll er signalisieren, dass von der Produktion über den Vertrieb bis zum Genuss kultureller Ausdrucksformen kulturelle Rechte eingehalten werden. Gegen dieses hehre Ziel ist natürlich nichts einzuwenden – kritisch wird es erst bei der Frage nach der inneren Haltung, die dahinter steht. Denn wer vergibt dieses Label? Wie kann objektiv und frei von Interessen darüber entschieden werden, was hier „fair“ ist? Die Gefahr ist groß, etwas zu zementieren, dessen Fluidität und freie Entfaltung doch eigentlich gerade gefördert werden soll: die kulturelle Vielfalt.

These 3

Es wackelt an unseren Grundfesten

Entwicklung ist Kultur, ist Kreativität. Kreativität ist eine nicht enden wollende, urmenschliche Ressource, die überall auf der Welt zu Innovation geführt hat und führt. Kreative Ausdrucksformen schaffen die Verbindung von Tradition und Moderne

- für unsere Wissensgesellschaft eine elementare Fähigkeit. Kreative Produkte kurbeln die Wirtschaft an, schaffen Arbeitsplätze und werden zum interessanten Standortfaktor.

Überall auf der Welt werden Kultur, Kunst und Kreativität zunehmend als Zukunftsressource anerkannt. Erst langsam beginnen wir zu verstehen, dass Kollektivintelligenz die Expertise einiger Weniger ersetzt und eine neue, mobile Generation von Weltbürgern entsteht, die aktiv teilhaben will an politischen Gestaltungsprozessen. Erst langsam beginnen wir zu verstehen, was das für Folgen für internationale Zusammenarbeit hat. „Neue“ Krisen erschüttern alteingesessene Systeme. Gesellschaften, politische Rahmenbedingungen und wirtschaftliche Kontexte verändern sich, Machtzentren kommen ins Wanken. Mit dieser rasanten Veränderung geht eine tiefe Verunsicherung der Menschen einher. Wir suchen nach Alternativen. Und zwar überall auf der Welt. Und jeder ist gefragt.

Immer mehr Menschen verstehen die Krisen der letzten Jahre als kulturelle Krisen, die mit einem Vertrauensverlust in die bestehenden Systeme einhergehen, ob nun politisch, wirtschaftlich oder sozial. Ein interessantes Beispiel ist die Veranstaltung des Netzwerks für performing arts (ietm), ein Zusammenschluss von 800 internationalen Kulturakteuren, die bei einem Treffen in Berlin im April dieses Jahres gemeinsam nach „Plan C“ suchten, nach dem anderen, neuen Weg. Plan C greife, so die Veranstalter, wenn Plan A und B versagt haben. Ein Plan nicht allein für die Kultur, sondern vielmehr verstanden als eine Vision, Gesellschaft zu verändern³. Nebenbei bemerkt: Kultur wird hier ganz selbstverständlich als Teil von Entwicklung gesehen - nur wird interessanterweise dieses Wort nicht verwendet.

Kreative in den Ländern des Südens begeben sich ebenfalls auf diese Suche. Überhaupt lohnt der Blick auf die südliche Hälfte der Weltkugel, denn dort ist so manches im Gange – und es wächst das Selbstbewusstsein. Neben der Tatsache, dass es afrikanische Stimmen waren, die die UNESCO-Konvention überhaupt angestoßen haben, passiert viel: die kulturelle Zivilgesellschaft organisiert sich. Netzwerke wie das ARTerial Network bilden sich mit dem Ziel, afrikanische Künstler und Kreative in der Welt zu positionieren, die heimische Kreativwirtschaft zu stärken

³ www.plan-c-berlin.de

und Druck bei den politisch Verantwortlichen auszuüben. Unterstützt werden sie bei diesem Vorhaben von den „Koalitionen Kulturelle Vielfalt“, die sich im Zuge der UNESCO-Konvention weltweit organisieren, um die Zivilgesellschaft stark zu machen. Kunsthochschulen werden gegründet, bei denen die eigene Expertise ebenso viel zählt wie die finanzielle Stärke des westlichen Partners. Vielerorts entstehen ganz eigene Kreativviertel, in denen Kreative arbeiten und leben und darüber neue Modelle von Produktion und Vertrieb probiert werden. Mit Kreativität lässt sich Geld verdienen, und die Kreativindustrie wächst nicht nur in Deutschland.

Die pragmatische, z.T. unideologische Herangehensweise, die viele dieser Initiativen ausmacht, beeindruckt. Sie macht Lust, sich dem kreativen Prozess anzuschließen, der in vielen Ländern des Südens vonstatten geht und unbelastet von alten Begrifflichkeiten probiert, forscht und voran schreitet. Daneben stürmen neue Akteure auf das kulturelle Feld. Sie bieten ihren Partnern im Norden selbstbewusst finanzielle Unterstützung an, suchen sich potente Kooperationspartner selbst aus. Und wissen genau, was sie wollen.

Es wäre schade, wenn wir unsere Chance verpassen würden.

Fazit

Mit dem 21. Jahrhundert ist der Zeitpunkt gekommen, Kultur und Entwicklung von der Peripherie ins Zentrum gesellschaftlichen Diskurses zu rücken. Es ist deshalb gut, dass so viele Akteure sich dem Thema widmen und wichtig, dass sich Kultur- und Entwicklungsorganisationen an diesem notwendigen Prozess beteiligen. Aber ich gehe, gemäß meiner Thesen, noch einen Schritt weiter: Die Auseinandersetzung mit Kultur und Entwicklung muss noch mutiger, offener werden als bisher, um neue Lösungen im gesellschaftlichen Wandel bieten zu können.

Kultur soll helfen – dann lassen wir ihr doch auch die Chance dazu! Respektieren wir, dass Kollektivintelligenz in Zukunft bedeutender wird als die Expertise einiger Weniger und setzen wir auf Kooperation! Vernehmen wir laut und deutlich die Forderung nach einem neuen Entwicklungsbegriff – und lassen wir uns in aller Unsicherheit gemeinsam auf die Suche danach ein! Zahlreiche, erfolgreiche Initiativen zeigen, dass davon alle profitieren. Lassen wir die Schubladen, die sich

immer wieder automatisch öffnen, zu, und geben wir uns mit Neugierde und Selbstreflexion der Veränderung hin. Statt uns hinter alten und neu belegten Begriffen zu verstecken und Strategien zu entwickeln, sollten wir uns, von künstlerischen Prozessen inspiriert, selbst provozieren, uns mutig unserer eigenen Haltung stellen und dann loslegen. Selbstbewusst und innovativ. Und dabei nicht müde werden, kritisch zu sein, auch mit uns selbst und unseren übernommenen Werten und Urteilen.

Im Kontext der internationalen Zusammenarbeit betonen wir immer, dass Kultur lebendig und dynamisch sei, nicht statisch, sondern sich ständig verändere. Das neue alte Feld von „Kultur und Entwicklung“ möge uns dazu herausfordern, selbst nicht stehen zu bleiben, sondern unseren eigenen Kulturwandel wahrzunehmen und zu gestalten. Immer wieder.

Tina Gadow